

1 Dass mir diese Frau Ärger machen würde, wusste ich sofort, bereits von dem Moment an, in dem sie im grellen Neonlicht des Hausflurs auf der Türschwelle zu meiner Detektei stand.

Ich hatte den Nachmittag ausnahmsweise in geradezu meditativer Beschaulichkeit verbracht, indem ich den Schneeflocken zugesehen hatte, die gegen die Scheibe des einzigen Fensters meines Büros getrieben wurden, wo sie für einen Moment kleben blieben, ihre ganze kristallene Schönheit zeigten und dann unwiederbringlich zerrannen.

Es gab nichts für mich zu tun.

Mandanten saßen keine auf dem Flur, und das Handy rührte sich auch nicht. Aber im Gegensatz zu anderen Situationen, die ähnlich gelagert waren, störte mich das an diesem Nachmittag überhaupt nicht. Stattdessen beschloss ich um vier Uhr, als es schon dunkel zu werden begann, meinen Five o'clock tea zu Hause einzunehmen, auch wenn ich meinen Gepflogenheiten zur Folge Espresso trinken würde.

Da ich mir erst für den Abend wieder einen Termin in meinem Kopfkalender eingetragen hatte, konnte ich mir dieses seltene Vergnügen der nachmittäglichen Heimkehr gönnen, und so beschloss ich, nicht noch länger meine Zeit hier abzusetzen.

Um neun Uhr morgens hatte ich mein Detekteikabuff im dritten Stock eines gesichtslosen Hochhauses betreten und pflichtbewusst, noch bevor ich mich meiner Outdoor-Jacke entledigt hatte, das Handy eingeschaltet und umgehend die Telefonnummer angerufen, die fünfmal in der Rubrik „Anrufe in Abwesenheit“ auf dem Display erschienen war.

„Corinna Wüst“, hatte ich mich gemeldet. „Sie haben bei mir...“

Weiter kam ich gar nicht.

„Seit acht Uhr versuche ich Sie anzurufen“, hatte mich der Typ angeröhrt, als stände irgendwo geschrieben, dass eine Privatdetektivin schon um acht Uhr morgens erreichbar zu sein habe.

Da ich mich aber weder entschuldigt noch mitgeröhrt hatte, war der Typ allmählich wieder auf den Boden gekommen und hatte mir gesagt, warum er meine Dienste in Anspruch nehmen wolle. Dann hatten wir uns für den Abend verabredet.

Das war's gewesen, und nach dem Mittagessen hatte ich den Schneeflocken zugesehen, und der Tag war, wie schon gesagt, eher mit meditativen Betrachtungen vergangen, als dass sich die Mandanten die Klinke in die Hand gegeben hätten. Allzu traurig war ich darüber nicht gewesen, denn so hatte ich, wenn auch um etliche Tage verspätet, endlich mal Muße, über die Geschehnisse des vergangenen Jahres nachzudenken, wie man es gemeinhin schon zu Silvester tut.

Seit dem letzten Sommer hatte sich mein Leben so gründlich geändert, dass es sich wirklich lohnte, die prägnanten Bilder des Vergangenen noch einmal aus der Erinnerung hochzuholen und sie wohliger erschauernd zu betrachten. Denn als ich endlich reif genug gewesen war für eine Begegnung mit Schneewittchen, hatte ich in ihr die Frau gefunden, mit der ich den Rest meines Lebens verbringen wollte.

Wie oft war ich in den Jahren davor achtlos an ihr vorbeigegangen, hatte ihre auffordernden Blicke einfach ignoriert und mir selbst vorgemacht, sie sei mir zu alt. Ich könne nur die jungen Mädels um mich haben – je jünger, desto besser. Nun, heute wusste ich, dass sich hinter dieser Abwehr lediglich die Angst verborgen hatte, die Maske ablegen zu müssen und von einem anderen Menschen erkannt zu werden.

Mit solch tiefschürfenden Gedanken hatte ich den mandantenfreien Nachmittag angefüllt, und als ich mir

sicher war, dass niemand mehr kommen würde und ich mir einen Espresso vor dem Kamin gönnen könnte, hatte es geklingelt und diese Frau, von der ich nicht viel anderes als Ärger erwartete, stand vor der Tür.

„Sind Sie Frau Wüst?“

Ich nickte. Was hätte ich sonst tun sollen?

„Ich habe Ihre Adresse aus dem Telefonbuch. Kann ich eintreten?“

Ich trat zur Seite und ließ sie an mir vorbeigehen. Sie durchquerte den kleinen Vorraum und verharnte dann in der offenen Tür zu meinem Büro. Da ich hinter ihr stehen geblieben war, fiel es mir nicht schwer, mit ihren Augen auf den offen vor uns liegenden Raum zu schauen: zwei Tischböcke, auf denen eine Sperrholzplatte lag, und davor und dahinter je ein Stuhl aus Holz mit ungepolsterter Sitzfläche.

Das war, bis auf einen Rollcontainer, lange Zeit die ganze Einrichtung gewesen. Aber zu meinem Geburtstag im Januar hatte mir Schneewittchen eine Schreibtischlampe mit grünem Glasschirm geschenkt, die sich wegen ihrer Eleganz geradezu exotisch in meinem Büro ausnahm und deren Licht wohl wesentlich zu meiner entspannten Stimmung heute Nachmittag beigetragen hatte.

Meine Besucherin hingegen sah nichts von Eleganz, von Exotik oder von meditativer Stimmung, sondern nur von Kargheit und Askese, falls sie von solchen Dingen überhaupt etwas verstand – was ich schon in diesen ersten Augenblicken unserer Begegnung bezweifelte.

Langsam drehte sie sich zu mir um und sagte, während sie Finger für Finger aus ihren weichen Lederhandschuhen zupfte, zögernd: „Tja...“

„Nehmen Sie doch Platz“, forderte ich sie auf und ruckelte ganz unnötigerweise an einem der beiden Stühle herum, nur um eine einladende Geste zu machen.

Tatsächlich ging sie auf den Stuhl zu, den ich um einige Zentimeter verrückt hatte, obwohl ihr anzusehen war,

dass sie ihre Bedenken nur schwer auf die Seite räumen konnte. Dann aber knöpfte sie sich mit resoluten Bewegungen ihren Zobelswinger auf, wobei die Brillis an ihren sich flink bewegenden Fingern aufblitzten, und ließ sich auf den dargebotenen Stuhl nieder.

„Ich möchte Sie gerne engagieren. Aber bevor ich Ihnen sage, was ich von Ihnen erwarte, muss ich einiges erklären, sonst werden Sie mich nicht verstehen.“

Noch einmal betrachtete sie skeptisch den Raum, drehte sich sogar auf ihrem Stuhl herum, als könne sie hinter sich einen Wegweiser zu dem finden, was sie mir erzählen wollte. Oder wollte sie sich anhand meiner Büroeinrichtung davon überzeugen, dass ich ihrer und ihres Anliegens würdig sei?

„Mein Mann und ich“, fing sie endlich an, „haben hart gearbeitet. Das ganze Studium haben wir uns selbst verdient. Vielleicht können Sie sich vorstellen, dass es kaum als angenehm empfunden werden kann, einen solchen Stress auf sich zu nehmen.

Nächtelang haben wir durchgearbeitet, nicht nur, weil wir das Geld brauchten, sondern auch, weil es von uns erwartet wurde und wir beweisen mussten, dass wir belastbar seien. Wir wussten, wenn wir schlappmachten, hätten wir keine Chance, je in einer der Banken, in denen wir jobbten, eine feste Anstellung zu bekommen.

Dass darüber hinaus unsere Examensnoten exzellent zu sein hatten, verstand sich von selbst.

Wir haben das alles durchgezogen, mein Mann und ich. Inzwischen dürfen wir wohl sagen, dass wir es geschafft haben, uns genau das Leben einzurichten, das wir uns erträumt haben und für das wir gearbeitet, ach, was sage ich, für das wir geschuftet haben.“

Meine Besucherin, die ich auf Mitte Vierzig schätzte, schwieg, als hätten sie die Erinnerungen an die zurückliegenden Anstrengungen völlig erschöpft.

Inzwischen war sie mir keinen Deut sympathischer geworden, nicht etwa deshalb, weil sie es ganz offensichtlich geschafft hatte und jetzt ohne Zweifel jede Menge Kohle verdiente, sondern weil sie diese unter anderem dafür ausgab, sich in die Felle abgeschlachteter Tiere zu hüllen.

„Wir haben geschuftet, sage ich Ihnen, aber es hat sich gelohnt. Nach vielen Jahren harter Arbeit konnten wir uns endlich vor zwei Jahren in der Cécile-Lauber-Straße ein Haus mit einem dahinterliegenden kleinen Park kaufen.“

Ich nickte.

Das Viertel, in dem die Straßen die Namen der Dichterrinnen und Schriftstellerinnen tragen, ist ohne Zweifel eines der teuersten in der Stadt.

Nur begann ich mich allmählich zu fragen, was diese Frau eigentlich von mir wollte. Sie hatte doch alles, was sie zu ihrem Glück brauchte. Oder machte ihr jemand das Glück streitig? Wollte jemand an ihre Moneten?

„Nun ist Folgendes passiert“, erklärte sie mir, „zwischen unserem Grundstück...“

Sie zeichnete mit ihrem linken Zeigefinger ein unsichtbares Rechteck auf meine Sperrholzplatte.

„...und dem der Familie Häuser – sehr nette Leute, sehr kultiviert und sehr reich, also wirklich ganz reizende Nachbarn –...“

Nun stippte sie ihren rechten Zeigefinger auf ein weiteres imaginäres Grundstück, so dass zwischen ihren Fingern ein Abstand von etwa zwanzig Zentimetern entstanden war.

„...liegt ein kleines Häuschen von nicht mehr als hundertzwanzig Quadratmetern Wohnfläche, nehme ich an. Bis vor einem Jahr lebte dort ein älterer Herr, von dem man nicht viel sah, außer wenn er in seinem Garten wirtschaftete.“

Vor einem Jahr nun starb er und das Haus stand fast dreiviertel Jahr leer. Mitte November letzten Jahres aber kamen Handwerker und das Haus wurde renoviert. Wir hatten uns schon sehr auf die neue Nachbarschaft gefreut, mein Mann und ich, weil wir dachten, es zöge dort ein solventer Single oder ein Pärchen ein, mit dem man abends gemeinsam ein gepflegtes Glas Wein trinken könne.

Stattdessen kam diese Zigeunerin.“

„Bitte, wer?“ fragte ich und verstand immer noch nichts.

„Hören Sie zu“, antwortete die Frau im Pelzmantel mit Nachdruck auf meine abwehrende Haltung.

„Wir, mein Mann und ich, haben uns nicht all die Jahre krummgelegt und uns für unser wunderbares Haus abgemüht – das übrigens seinerzeit von einem der namhaftesten Architekten entworfen wurde –, damit wir jetzt eine Zigeunerin in der Nachbarschaft haben. Die Alte muss da wieder weg.“

Während dieser zwei Sätze hatte sich ihre Stimme kontinuierlich nach oben geschraubt. Um diesem Gekreische zu entgehen, fragte ich aufs Geratewohl:

„Wie alt ist sie denn?“

„Was tut das zur Sache? Zwischen siebzig und achtzig. Man kann das bei denen ja nicht so genau sehen. Die altern doch schneller als wir.“

„Wer?“

„Na, die Zigeuner.“

„Wenn sie so alt ist, wie Sie sagen, dann lassen Sie ihr doch die paar Jahre. In diesem Fall arbeitet die Zeit für Sie.“

„Frau Wüst“, rief die Dame im Pelz, und es war jede Spur von Freundlichkeit aus ihrer Stimme getilgt, „wollen Sie mich nicht verstehen oder verstehen Sie wirklich nicht?“

Das Beste wäre doch, dass diese Alte nie nebenan eingezogen wäre. Aber da es nun einmal so ist, wie es ist, muss sie wieder weg. Je eher, desto besser. Jeder Tag, den sie in unserer Nachbarschaft verbringt, verdirbt mir die Laune.“

Zitternd holte sie Luft, und ich überlegte, ob ich ihr ein Glas Wasser holen sollte, aber die Geister der Hilfsbereitschaft hatten mich gerade mal verlassen. Sollte sie doch kollabieren, wenn ihr danach war.

„Außerdem“, schrie sie weiter, „wer weiß denn schon, wie lange die noch lebt? Diese Zigeuner haben doch alle ihre Zaubermittel, irgendwelche Pülverchen, die sie aus Kräutern und Aas herstellen, wenn nicht gar aus dem Blut neugeborener Kinder, und mit diesen Mitteln können sie ihr Leben beliebig verlängern oder verkürzen – ganz wie es ihnen passt.“

„Hoffentlich ist sie bald mit ihrem Schwachsinn zu Ende“, dachte ich und überlegte ernsthaft, ob ich sie vor die Tür setzen sollte. Aber da legte sie mit ihrer Tirade schon wieder los.

„Und was ist, wenn sie tot ist? Dann kommen die Erben und ziehen da ein. Dann kriegen wir das Gesox überhaupt nicht mehr los.“

„Wenn ich Sie richtig verstehe, Frau...“

Erst jetzt ging mir auf, dass sie sich überhaupt noch nicht vorgestellt hatte.

„So ist es richtig“, dachte ich voller Hohn, „mit dem Geld herumprotzen, aber nicht für zehn Pfennig Umgangsformen.“

„Wenn ich Sie also richtig verstehe“, hob ich noch einmal an, „möchten Sie vor den Angehörigen dieser ethnischen Minderheit geschützt werden, weil sie Ihrer Ansicht nach über Zaubermittel verfügen, die Ihnen Furcht einflößen.“

In die Augen der Frau auf der anderen Seite der Sperrholzplatte trat etwas, das ich gerne als teuflisch bezeich-

net hätte, wenn ich an den Teufel glauben würde. Aber mit dem Wort Kälte war es nicht getan, vielleicht eher Boshaftigkeit.

Ja, das war das Richtige: Boshaftigkeit trat in ihre Augen.

„Seit ich in dieses Büro, oder wie immer Sie das hier nennen, hereingekommen bin, Frau Wüst, frage ich mich, ob Sie die Richtige für diesen Job sind. Aber unabhängig davon, möchte ich Ihnen sagen, dass ich mich generell vor gar nichts fürchte.“

Ihre Brillis hüpfen auf meiner Sperrholzplatte im Rhythmus ihrer trommelnden Finger auf und ab.

„Auch muss ich mich über Ihre Unbedarftheit sehr wundern. Wo leben Sie eigentlich? Wenn ich diese Zigeuner wieder loswerden will, dann doch auch deshalb, weil unser Haus mit solchen Nachbarn an Wert verliert, und wenn wir es einmal verkaufen wollen, müssen wir mit dem Preis heruntergehen. Wer will denn neben solchen Untermenschen leben?“

Mir reichte es.

„Sagen Sie mir einfach, was Sie von mir erwarten, und dann sehen wir weiter.“

Am liebsten hätte ich sie bei ihrem Pelzkragen genommen und aus meiner Detektei hinausgeworfen, aber solchen Regungen kann ich nur in sehr seltenen Ausnahmefällen nachgeben, und meine Aufforderung, endlich zur Sache zu kommen, hatte zumindest bewirkt, dass das Karriereweibchen wieder ruhiger sprach und vom eigenen Hass Abstand gewann.

„Das kann mir niemand erzählen, dass diese Vettel das Haus auf legalem Weg in ihren Besitz gebracht hat. Finden Sie heraus, wie sie zu diesem Haus gekommen ist! Ich bin sicher, dass man ihr ein Verbrechen nachweisen kann. Das gibt's ja gar nicht, dass so eine auf anständige Weise zu so viel Geld kommt.“

„Erteilen Sie mir alleine den Auftrag oder sind Sie auch im Namen Ihrer Nachbarn hier?“

„Nur mein Mann und ich. Ich weiß nicht, ob die Häusers mit einem solchen Vorgehen, also mit der Beauftragung einer Privatdetektivin, einverstanden wären. Wissen Sie, dass sind so feine Leute, dass ich mir nicht vorstellen kann, dass sie ..., ich meine, sie sind vielleicht doch etwas..., weltfremd möchte ich nicht sagen, aber vielleicht doch nicht sehr alltagsbezogen. Aber dass sie eine solche Nachbarschaft wie diese alte Zigeunerin nicht wünschen, da bin ich mir ganz sicher. Wahrscheinlich werden sie uns hinterher dankbar sein, dass wir die Sache in die Hand genommen haben.“

„Ist in Ordnung“, sagte ich mühsam beherrscht. „Zweihundertfünfzig Euro pro Tag und für vier Tage im Voraus.“

Nach meinen Worten wurde es so still im Raum, dass ich hören konnte, wie die Schneeflocken gegen die Fensterscheibe flogen.

„Zweihundertfünfzig Euro pro Tag?“ fragte sie ungläubig. „Wie viele Stunden arbeiten Sie für diese Summe?“

Hatte ich es nicht gewusst, dass diese Frau Ärger machen würde? Im Laufe der über zwanzig Jahre, in denen ich nun meine Detektei betrieb, hatte mir noch niemand eine solche Frage gestellt.

Nur mit Mühe hielt ich mich zurück, um den nächsten Satz nicht mit der Anrede „Grädige Frau“ einzuleiten.

„Wenn's sein muss, arbeite ich für diese Summe rund um die Uhr.“

„Das kommt doch wohl nur höchst selten vor“, rief sie in einem Ton, in dem sie wahrscheinlich mit den Bankangestellten der unteren Gehaltsklassen sprach.

Wir schwiegen beide. Ich hatte nichts darauf zu erwidern, und sie schien nachzurechnen, ob der Tag neuer-

dings fünfundzwanzig Stunden habe oder ob sie mein Honorar um zehn Euro herunterhandeln könne.

„Na schön“, sagte sie endlich. „Sie sitzen am längeren Hebel, aber für das Geld möchte ich Leistung sehen.“

Ich entschloss mich, auch weiterhin nichts zu sagen zu haben und lauschte auf die fallenden Schneeflocken, während meine Mandantin mir widerstrebend zwei Violette hinzählte. Als dritten Schein legte sie ihre Visitenkarte dazu. Dann erhob sie sich, knöpfte das den Tieren gestohlene Fell zu, streifte ihre Ziegenlederhandschuhe wieder über ihre Finger und sagte:

„Ich werde Sie morgen anrufen und fragen, zu welchen Erkenntnissen Sie schon gelangt sind.“

Ich beschloss, ab morgen mein Handy auszustellen und nur noch die Sprachbox eingeschaltet zu lassen.

Als die Tür hinter ihr ins Schloss schnappte, schob ich mir das Geld in die fünfte Tasche meiner Five-pocket-Jeans und riss das Fenster auf, damit der penetrante Parfümgeruch entweichen konnte.

„Gabriele Krämer“ stand auf der Visitenkarte, und ich vervollständigte den Nachnamen nach meinem Gusto um den Zusatz „seele“. Sie wohnte in der Cécile-Lauber-Straße 5 und als Beruf stand zu lesen, dass sie Projektleiterin im Devisenhandel sei.

Kaum, dass ich davon ausgehen konnte, sie nicht doch noch im Hausflur anzutreffen, verschloss ich meine Detektei und machte mich daran, den Traum vom Espresso Wirklichkeit werden zu lassen.

Die Autos schlichen im Schrittempo über das rutschige Straßenpflaster und ich brauchte doppelt so lange wie sonst, um nach Hause zu kommen.

Ich hatte gehofft, Schneewittchen wäre schon von ihrer Arbeit zurück, aber als ich die Haustür öffnete, spürte ich, dass das Haus leer war. Der Atem des Lebendigen fehlte, würde ich sagen, wenn mir solche Sätze nicht lächerlich vorkämen.

Ich ließ mich, nachdem ich mir einen Espresso gebraut hatte, in einem unserer neuen XXL-Sessel nieder, in denen man so wunderbar die Beine hochziehen kann, nagte mit winzigen Bissen an einem von Schneewittchen gebackenen Apfeltörtchen, um den Genuss zu verlängern, machte es mir also richtig gemütlich – und sehnte mich nach meiner Liebsten.

Der Garten vor der Terrassentür lag unter einer wässrigen Schneedecke, die allmählich zu Eis gefror, und ich erinnerte mich, wie ich im letzten Sommer hier mit Bridgid gefrühstückt hatte und dass alles noch ganz anders gewesen war, dass ich Schneewittchen noch nicht geliebt und dieses Haus noch nicht uns gehört hatte.

Draußen schlich eine Katze durch den Garten auf die Terrassentür zu, ließ sich dort sitzend nieder und beäugte mich und die Einrichtung unseres Salons, wie Schneewittchen dieses Zimmer im Parterre nannte. Im Lichtkegel der Stehlampe konnte ich ihr grau getigertes Fell erkennen und überlegte, ob die Katze mich überhaupt sehen könne oder ob die Fensterscheibe sie daran hindere. Jedenfalls aber schien sie mich zu fixieren und sich ihre Gedanken über mich zu machen. Dann erhob sie sich wieder und verschwand in der Dunkelheit.

2 Vom nahen Kirchplatz her schlug es acht, als ich durch den Torbogen auf das Hinterhaus zusteuerte und mit Schwung die Glastür aufstoßen wollte. Wie gesagt – ich wollte. Aber die Tür gab keinen Millimeter nach. Stattdessen war sie fest verschlossen und ihre Glasscheibe vibrierte und klirrte, als protestiere sie gegen mein rüdes Benehmen.

Im hellerleuchteten Eingangsbereich stand eine blonde Schöne hinter dem Tresen und war von ihrer Tätigkeit so in Anspruch genommen, dass sie keinerlei Notiz von mir nahm. Ich klopfte verärgert mit der flachen Hand gegen die Scheibe, denn mir kroch die feuchte Kälte in alle Poren, und ich wollte so schnell wie möglich ins Warme.

Endlich sah mich die Schöne und schloss die Tür auf.

„Wir haben auch eine Klingel“, sagte sie vorwurfsvoll, um dann ohne Pause fortzufahren:

„Wo haben Sie Ihr Tier?“

„Im Herzen“, erwiderte ich, ohne selbst zu wissen, was ich eigentlich damit meinte.

„Gehen Sie bitte wieder, wenn Sie nicht zur Behandlung kommen. Wir sind um diese Tageszeit nur noch für Notfälle da und nicht für allgemeine Beratungen und Auskünfte.“

Ihr scharfer Ton stand in einem nicht uninteressanten Gegensatz zu ihrem lieblichen Aussehen. Ich sah mir die Kleine näher an und dachte ohne Bedauern an die Zeit zurück, in der ich ein Faible für solche blondgelockten und gutgebauten jungen Dinger hatte.

„Ich bin mit Herrn Dr. Drechsler um acht Uhr verabredet.“

„Davon weiß ich nichts.“

„Dann fragen Sie nach und lassen Sie mich endlich ins Warme, sonst erstatte ich Anzeige wegen unterlassener Hilfeleistung.“

Die nur halb scherzhaft gemeinte Drohung mit der Anzeige schien gewirkt zu haben, denn sie ließ mich widerspruchslos eintreten und wies mir einen Platz im Wartebereich des Entrees zu.

Kaum war das schöne Kind hinter einer weißen Tür an der gegenüberliegenden Wand verschwunden, als ich auch schon durch den Raum wanderte und ihn begutachtete.

Um ehrlich zu sein, das herzerreißende Winseln aus den hinteren Räumen der Tierklinik ließ mich nicht ruhig auf meinem Stuhl sitzen. Es mussten mindestens zwei Hunde sein, die entweder unter Schmerzen litten oder darüber jammerten, hier am fremden Ort zu sein.

Die nachträglich eingezogenen Wände im Anmeldebereich der Tierklinik waren aus Plastik und vollgestopft mit Tüten voller Diätfutter – gegen Übergewicht, gegen Beschwerden in den harnabführenden Organen, gegen Herzerkrankungen, für die Regenerierung der Darmflora und gegen die Appetitlosigkeit ernährungssensibler Tiere.

„Guck an“, sagte ich laut zu mir. „Schon wieder eine Bildungslücke geschlossen.“

Ich wanderte weiter durch den Raum, immer noch auf der Suche nach Wissenswertem und auf der Flucht vor meinem eigenen schmerzhaften Mitleid mit den drangsalieren Tieren.

An der Wand hinter dem Anmeldetresen hingen zwei Tafeln. Auf der linken standen unter der Überschrift „Tierärzte“ sieben Namen, davon waren vier weiblich und drei klangen so, als gehörten sie zu Männern. Auf der rechten Tafel waren die fünf Namen der Tiermedizinischen Fachangestellten zu lesen. Merkwürdigerweise schien es sich hierbei um einen typischen Frauenberuf zu handeln.

Ich war noch dabei, mir die Gründe hierfür zu überlegen, als mir eine liebevolle Zwitscherstimme mitteilte, dass Herr Dr. Drechsler mich erwarte.

Hätte mich die kleine Süße so unwirsch wie zuvor behandelt, wäre sie, zumindest für den Moment, ungeschoren davongekommen. So aber stieg wegen dieser unvorhergesehenen Änderung ihrer Stimmlage und ihres Verhaltens mein Konzentrationsniveau und ich spürte, als ich an ihr vorbei das Sprechzimmer betrat, dass sie nun Angst hatte. Verdammt viel Angst.

Von der morgendlichen Grobheit war dem Herrn Doktor nichts mehr anzumerken. Er empfing mich mit dem lebenswürdigsten Lächeln und wünschte mir in einem Ton einen guten Abend, der mir das Bild eines kleinen Jungen suggerierte, der seine Mutter zu umgarnen versucht, damit sie ihm doch noch den Lutscher kauft.

„Schön, dass Sie es pünktlich geschafft haben. Nehmen Sie doch bitte hier den bequemeren Stuhl.“

Ich saß und wartete, bis sich der Tierarzt mir gegenüber niedergelassen hatte, und dann wartete ich noch einmal darauf, dass er endlich zur Sache käme, denn es schien ihm ziemlich schwer zu fallen, mit seinem Anliegen herauszurücken.

Er wolle mich mit der Suche nach einem Kollegen beauftragen, hatte er morgens am Telefon gesagt, nun aber sprach er über die Minustemperaturen und darüber, dass er Nachtdienst habe und hoffe, durchzuschlafen zu können.

„Also“, sagte er endlich, „seit dem neunundzwanzigsten Oktober ist einer unserer Kollegen spurlos verschwunden.“

„Haben Sie die Polizei benachrichtigt?“

„Ja, selbstverständlich. Gleich am nächsten Tag.“

Volker, ich meine Herr Dr. Mahnn, hatte nachts Bereitschaftsdienst. Meistens ist es ja spätestens ab ein Uhr

ruhig in der Klinik und wir legen uns dann schlafen. Nun kann es schon mal vorkommen, dass die Nacht hektischer verläuft, dass also noch in den frühen Morgenstunden ein Notfall hereinkommt und der diensthabende Kollege morgens etwas länger schläft. Deshalb habe ich mir auch nichts dabei gedacht, als ich um acht Uhr kam und mir Ille, das ist die Helferin, die Ihnen die Tür geöffnet hat, sagte, Volker sei immer noch nicht aufgestanden.

Wie das nun so ist, haben wir darüber so lange gefrotzelt, bis einer von uns nachgucken gegangen ist, um ihn zu wecken. Dann kam die Überraschung: Das Bett war unbenutzt, und vom Kollegen Mahnn gab es keine Spur.“

Er sah mich forschend an, so, als müsse ich von seiner Erzählung tief beeindruckt sein.

„Was haben Sie dann unternommen?“

„Wir haben versucht, ihn anzurufen. Erst auf seinem Handy, aber das lag hier in der Klinik, bis die Polizei es mitgenommen hat. Dann, nachdem sich auch unter seiner Festnetznummer niemand gemeldet hatte, bin ich zu ihm nach Hause gefahren. Aber da war er auch nicht, und die Hauswirtin war überzeugt, dass sie ihn am Morgen des vorangegangenen Tages zum letzten Mal gesehen habe.

Wir waren ratlos, haben aber noch gedacht, dass sich alles aufklären würde. Doch als wir während des ganzen Tages kein Lebenszeichen von ihm erhielten, bin ich am Abend zur Polizei gegangen und habe eine Vermisstenanzeige aufgegeben.

Wenn Sie mich fragen, dann muss ich schon sagen, dass die Polizei nur sehr halbherzig nach ihm gesucht hat.

„Was glauben Sie, hat der Polizeibeamte mich gefragt, wie viele Menschen jährlich auf und davon gehen, weil sie einfach alles satthaben?“

Die Polizei hat hier lediglich ein bisschen herumgeschnüffelt, aber Spuren waren natürlich nicht mehr zu finden, nachdem wir den ganzen Tag unsere Patienten behandelt hatten. Die Befragung der Nachbarn hat auch nichts ergeben. Sie haben alle geschlafen, was ja auch gar nicht verwundern kann.“

„Was ist mit seinen Angehörigen?“

„Er hat außer einer Mutter keine Angehörigen mehr. Der Vater ist schon eine ganze Weile tot, und seine Mutter ist an Alzheimer erkrankt und lebt in einem Pflegeheim.“

„Wieso haben Sie sich erst jetzt an mich gewandt? Schließlich ist Ihr Kollege schon über zwei Monate un-auffindbar.“

Zum ersten Mal schien der geschmeidige Redestrom unterbrochen.

„Wir hatten auf die erfolgreiche Suche der Polizei gehofft“, erwiderte er, spürte aber wohl selbst, dass diese Erklärung nicht zu seinen vorherigen Klagen darüber passte, die Polizei sei nicht engagiert genug gewesen.

„Es ist so, dass wir eine Entscheidung treffen müssen. Mit dem Beginn des neuen Jahres sollte Herr Dr. Mahnn in die Klinikleitung übernommen werden. Der Platz muss so oder so besetzt werden, also entweder durch Herrn Mahnn, falls Sie ihn finden, oder durch einen anderen Kollegen. Das muss endlich geklärt werden. Wenn Volker nun doch noch zurückkommt und seinen Leitungsplatz besetzt vorfindet, dann kann das arbeitsrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen. Selbst wenn ihm ein Fehlverhalten zur Last gelegt werden könnte, sind solche Prozesse immer ärgerlich, und falls er ohne eigenes Verschulden von seiner Arbeit fernbleibt, dann müssten wir ihm höchstwahrscheinlich eine ganz schöne Abfindungssumme zahlen.“

„Wer gehört zur Leitung Ihrer Klinik?“

„Bis jetzt Herr Dr. Reuter und ich.“